

Im Gleichnis hat er recht behalten. Franz Kafka zum 100. Todestag

Von Erich Garhammer

„Gib's auf!“. Mit der Lektüre der bekannten Parabel von Franz Kafka begann im Oktober 2005 in Bielefeld eine Tagung zu den Gleichnissen Jesu und damit zugleich die Arbeit am Projekt „Kompendium der Gleichnisse Jesu“. Der Herausgeber, Ruben Zimmermann, hatte mit der Idee eingeladen, eine Übersetzung und Kommentierung aller Jesus Gleichnisse zu starten. Das war mehr als ein Wagnis, denn nach dem epochalen Werk von Adolf Jülicher. „Die Gleichnisreden Jesu“ zu Beginn des letzten Jahrhunderts hatte sich kein Exeget mehr an eine ähnliche Aufgabe herangewagt. Das hatte seine Gründe: die in einer frühen Rezension prophezeite Wirkung des Buches sollte sich mehr als bewahrheiten. So hatte etwa Johannes Weiß im Jahre 1901 geschrieben: „Wenn ich mit einem Worte die Bedeutung des Buches bezeichnen sollte, so kann ich nur sagen, die hier gestellte Aufgabe ist gelöst, so erschöpfend, so vollendet, dass wohl sobald kein anderer den Mut finden wird, sie noch einmal zu lösen“ Von diesem Verdikt allerdings ließ sich die Gruppe vorwiegend jüngerer Neutestamentlerinnen und Neutestamentler nicht abhalten und so ist es gelungen, ein neues Standardwerk der Gleichnisse Jesu vorzulegen.

Welche These zur Gleichnis Forschung liegt diesem Band zugrunde: die Gleichnisse werden als Medien der Jesus Erinnerung betrachtet und doch können die Gleichnisse zugleich als Spiegel der realen Lebenswelt auch historisch befragt werden. Es geht nicht darum, ob die Gleichnisse alle von Jesus stammen, sondern um ihre Wirkungsplausibilität. Auch spätere Fixierungen von Gleichnissen können authentische Elemente bewahrt haben und stehen damit in einer Beziehung zu Jesus. Damit bleibt Jesus als der Gleichniserzähler par excellence erhalten und zugleich wird deutlich, dass die Gleichnisse nicht eindeutig fixiert werden können, sondern dass sie vieldeutige Medien der Jesuserinnerung sind.

Wider den Positivismus der Gleichnisauslegung

In welche Abgründe eine positivistische Auslegung von Gleichnissen und Literatur überhaupt führen kann, hat Saul Friedländer in seinem Kafka Buch gezeigt. Er hat im Literaturarchiv in Marbach den Brief eines Arztes gefunden, der von Kafka eine normative und einzig gültige Auslegung der Erzählung „Die Verwandlung“ wünscht.

„Berlin-Charlottenburg, 10.4. 17

Sehr geehrter Herr, Sie haben mich unglücklich gemacht. Ich habe Ihre Verwandlung gekauft und meiner Kusine geschenkt. Die weiß sich die Geschichte aber nicht zu erklären. Meine Kusine hats ihrer Mutter gegeben und die hat auch keine Erklärung. Nun haben sie an mich geschrieben. Ich soll ihnen die Geschichte erklären. Weil ich der Doctor der Familie wäre. Aber ich bin ratlos. Herr! Ich habe Monate hindurch im Schützengraben mich mit den Russen herumgehauen und nicht mit der Wimper gezuckt. Wenn aber mein Renommee bei meinen Kusinen zum Teufel ginge, das ertrüge ich nicht. Nur Sie können mir helfen. Sie müssen es: denn Sie haben mir die Suppe eingebrockt. Also bitte sagen Sie mir, was meine Kusine sich bei der Verwandlung zu denken hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst Dr. Siegfried Wolff.“ (Saul Friedländer, Franz Kafka, München 2012).

Der Arzt möchte seine Autorität durch die autoritative Auslegung des Textes durch den Autor selbst retten. Damit verkennt er die Deutungsoffenheit des literarischen Textes. Der Text braucht die Lesenden und ihre Welt, sonst bleibt er nur in seiner Wirklichkeit und verliert seinen Gleichnischarakter. Das hat Kafka in seiner Parabel „Von den Gleichnissen“ aufzuzeigen versucht: wer in der Wirklichkeit gewinnt, hat im Gleichnis verloren. Denn seine Weltdeutung bleibt eindimensional.

Kafkas Gleichnisdeutung

Kafkas Erzählung „Die Heimkehr“ wurde immer wieder auf das Gleichnis vom verloreneren Sohn bezogen. „Ich bin zurückgekehrt, ich habe den Flur durchschritten und blicke mich um. Es ist meines Vaters alter Hof“, so beginnt die Erzählung.¹ Doch der erste Eindruck lässt nicht nur Vertrautheit, sondern auch Verstörung aufkommen: „Altes unbrauchbares Gerät, ineinander verfahren, verstellt den Weg zur Bodentreppe. Die Katze lauert auf dem Geländer. Ein zerrissenes Tuch, einmal im Spiel um eine Stange gewunden, hebt sich im Wind. Ich bin angekommen. Wer wird mich empfangen? Wer wartet hinter der Tür der Küche?“ Der Sohn ist angekommen, doch will kein Gefühl von Heimat aufkommen. „Ist dir heimlich, fühlst du dich zu Hause? Ich weiß es nicht, ich bin sehr unsicher. Meines Vaters Haus ist es, aber kalt steht Stück neben Stück, als wäre jedes mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt.“ Die Situation ist äußerst paradox: obwohl Rauch aus dem Schornstein kommt, das Kaffeekochen eine Wärme vermitteln könnte, nimmt der Heimkehrende

¹ F. Kafka, Heimkehr, in: Gesammelte Werke, hrsg. von M. Brod, Bd. 2, New York 1946, 139. U. B. Rohde, „und blätterte ein wenig in der Bibel.“ Studien zu Franz Kafkas Bibellektüren und ihren Auswirkungen auf sein Werk, Würzburg 2002, 141-151. Der Titel von Max Brod.

nur Kälte wahr, Beziehungslosigkeit. Und so wagt er es auch nicht an die Tür zu klopfen. Obwohl er nach Hause gekommen ist, bleibt er ein Fremder. „Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man. Wie wäre es, wenn jetzt jemand die Türe öffnete und mich etwas fragte. Wäre ich dann nicht selbst wie einer, der sein Geheimnis wahren will.“

Das Vaterhaus ist zur Fremde geworden, die Rückkehr endet vor der Tür des Elternhauses: Es gibt keine Verbindung mehr zwischen Daheimgebliebenen und Rückkehrenden, beide Welten geben ihr Geheimnis nicht mehr preis. Nur der Uhrenschlag tönt herüber, aber er ist den fernen Kindertagen entnommen.

Es ist nicht leicht, die Erzählung Kafkas zu deuten. Generationen von Germanisten haben die Kafka–Exegese anschwellen lassen² und sind dabei auch in Deutungsfallen geraten. Heinz Politzer hat eine „Deutungsfall“ am Beispiel der Erzählung „Gibs auf“ aufgezeigt. In dieser Geschichte sucht ein Mann in einer fremden Stadt den Weg zum Bahnhof und fragt den Schutzmann. Dieser sagt nur lakonisch: „Gibs auf!“ Der Schutzmann wurde symbolisch gedeutet, wobei die Interpreten jeweils die Textleerstelle mit eigenen Lebenskontexten auffüllten.

Die neuere Kafka-Forschung zeigt, wie wichtig der jüdische Hintergrund für Kafka gewesen ist, allerdings im Modus des Verlustes und des Vermissens.³ „Ich bin nicht von der allerdings schon schwersinkenden Hand des Christentums ins Leben geführt worden wie Kierkegaard und habe nicht den letzten Zipfel des davonfliegenden jüdischen Gebetsmantels noch gefangen wie die Zionisten. Ich bin Ende oder Anfang.“

Das Verfremden ist bei Kafka keine literarische Methode, sondern sie impliziert ein Lebensgefühl: nämlich selbst ein Fremder zu sein. Die dahinterstehende Grundhaltung ist kein Pessimismus oder Fatalismus, sondern drückt die Grundspannung des Lebens aus. Wie viele Erzählungen ist auch die Erzählung „Heimkehr“ mehrdeutig. „Der Verzückte und der Ertrinkende, beide heben die Arme. Der erste bezeugt Eintracht, der zweite Widerstreit mit den Elementen.“ Im Nichteintreten behält der Heimkehrende sein Geheimnis: Auch die anderen können dadurch ihr Geheimnis wahren. In dieser gegenseitigen Nichtbemächtigung blitzt die messianische Botschaft dieser Erzählung auf: „Der Messias wird erst kommen, wenn

² Vgl. Oliver Jahraus, Kafka. Leben, Schreiben, Machtapparate, Stuttgart 2006, 157-189.

³ H. D. Zimmermann, Die endlose Suche nach dem Sinn. Kafka und die jiddische Moderne, in: ders. (Hrsg.), Nach erneuter Lektüre: Franz Kafkas „Der Prozeß“, Würzburg 1992, 211–222. Sowie Andreas B. Kilcher, Kafka und das Judentum, in: Oliver Jahraus u. B. von Jagow (Hg.), Kafka – Handbuch. Leben-Werk-Wirkung, Göttingen 2008, 294-211.

er nicht mehr nötig sein wird, er wird erst einen Tag nach seiner Ankunft kommen, er wird nicht am letzten Tag kommen, sondern am allerletzten.“ In der ausgehaltenen Fremdheit schlummert die Erlösung.

Max Brod und Franz Kafka

Lange hat Max Brod die Kafka Deutung bestimmt. Er hat den Wunsch von Kafka, seine Schriften zu vernichten nicht ausgeführt. Das haben ihm manche zum Vorwurf gemacht, zumal er auch in die Texte und in ihre Anordnung eingegriffen hat. Walter Benjamin steht in dieser Sache ganz auf der Seite von Max Brod. Erst mit Brods Veröffentlichung öffnete das Kafkasche Werk seine Augen, in die man nun blicken konnte. Und dann ein typischer Benjaminscher Vergleich: die Veröffentlichung war ein Tatbestand, der die Lage so radikal veränderte wie die Geburt eines Kindes den illegitimsten Beischlaf. Das neugeborene Kind rechtfertigt jede vorherige Illegitimität.

Was Benjamin allerdings Brod nicht verzieh, war dessen Monopolisierung der Kafka Deutung. Er wollte ihn als religiösen Dichter retten und ihm Heiligkeit attestieren. Daher purgierte er manche Passagen auch aus den Tagebüchern, etwa die gemeinsamen Bordellbesuche. Benjamin hat seine Kafka Deutung im Briefwechsel mit Gershom Scholem offengelegt. Er sei keineswegs gegen eine theologische Interpretation, allerdings verwahre er sich gegen die freche und leichtfertige Kritik aus Prag. Benjamin nahm dann in seiner Bewertung der Kafka Biografie von Max Brod kein Blatt vor den Mund. Brods Kafka Deutung sei eine hagiografische Verzeichnung: „Intimität mit dem Heiligen hat ihre bestimmte religionsgeschichtliche Signatur: nämlich den Pietismus. Brods Haltung als Biograph ist die pietistische einer ostentativen Intimität; mit anderen Worten die pietätloseste, die sich denken läßt.“ (Brief an Gershom Scholem vom 12. Juni 1938)

Kafkas Werk sei dagegen mit einer Ellipse zu vergleichen, deren Brennpunkte von der mystischen Erfahrung einerseits und der Erfahrung des Großstadtmenchen andererseits bestimmt sind. Darin sind seine Werke Paul Klee vergleichbar. Das Geniale an Kafka sei gewesen, dass er die Wahrheit preisgab, um an ihrer Tradierbarkeit festzuhalten. Daher ist die Torheit das Wesen der Kafkaschen Helden.

Durch die Veröffentlichung der Werke von Kafka durch Brod ergab sich bald ein Aufbrechen dessen monopolisierter Kafkadeutung. Kurt Tucholsky etwa hat in seine Rezension in der Weltbühne aus dem Jahre 1926 Kafka ausführlich mit Robert Walser und dessen Schreibhaltung verglichen. Das soll ein kurzer Blick auf Robert Walser zeigen.

Vor der Tür stehen und warten: Robert Walser

Robert Walser hat dem Gleichnis vom verlorenen Sohn eine eigene Deutung gewidmet. „Der wackere Zuhausegebliebene hätte auch ganz gern einmal tüchtig tot und hernach wieder tüchtig lebendig sein mögen, um erleben zu dürfen, dass ihm alle Liebe naturgemäß wie wild entgegenkäme.“⁴ Dieser Satz aus der Geschichte vom verlorenen Sohn, wie der Schriftsteller Robert Walser sie erzählt, lässt aufhorchen: hier steht der ältere Sohn im Mittelpunkt der Erzählung. Er blieb „säuberlich“ daheim, war „höchst ehrbar“, verhielt sich „erstaunlich brav“. Diese bürgerlichen Tugenden werden kontrastiert mit dem Verhalten des jüngeren Bruders, der frühzeitig die Offensive ergriff, im Ausland herumvagabundierte, „hübsch eilig“ auf- und davonrannte. Der Initiative des Jüngeren, seiner leichten und leichtsinnigen Lebensart wird der solide Lebenswandel des Älteren gegenübergestellt. Durch diese Lebensform aber entgehen ihm Erfahrungen wie Zurückkommen können, Empfangen werden, Geliebt werden: Diese Erfahrungen des Jüngeren bleiben bei ihm nur insgeheime Wünsche. „Auch ganz gerne“ wird zum entscheidenden Begriff in Walsers Erzählung: der Ältere hätte „auch ganz gerne“ einmal einen Rückzug angetreten, hätte „auch ganz gerne“ heimfinden wollen, hätte „auch ganz gerne“ tot sein wollen, um hernach Liebe zu erfahren, hätte „auch ganz gerne“ einmal Gegenstand der Freude sein wollen, hätte „auch ganz gerne“ Schuld auf sich laden wollen, damit ihm dann verziehen würde, hätte „auch ganz gerne“ einen zerlumpten Rock tragen wollen, um dann neu eingekleidet zu werden, wäre „auch ganz gerne“ am Boden gelegen, um vom Vater aufgehoben zu werden.

Die Geschichte wird nicht nur aus der Perspektive des älteren Bruders erzählt, aber seine Gefühle kommen ausführlich zur Sprache. Und das Ende ist höchst überraschend: Während alle anderen Personen längst gestorben sind, überlebt der Unzufriedene. Es hat den Eindruck, als sei der ältere Bruder der Typ des Menschen, der in der Realität übrigblieb, während von den anderen nur erzählt wurde. „Der wunderliche Unzufriedene hingegen lebt noch. Neulich war er nämlich bei mir, um sich mir murmelnd und brummelnd als ein Mensch vorzustellen, der verlegen sei, weil er mit der Geschichte vom verlorenen Sohn zusammenhänge, von welcher er auf das Lebhafteste wünschen müsse, dass sie lieber nie geschrieben worden wäre. Auf die Frage, die ich an ihn richtete, wie man das zu verstehen habe, antwortete er, dass er jener Daheimgebliebene sei“ (261).

⁴ R. Walser, Die Geschichte vom verlorenen Sohn, in: ders.; Das Gesamtwerk, hrsg. von J. Greven, Genf 1975, Bd. 6, 258–261, hier 259.

Der ältere Bruder der Geschichte entsteigt der Geschichte von Walser und wird Wirklichkeit, ja geradezu zur Deutungsfolie für das Lebensgefühl von vielen Menschen – zu kurz gekommen, aber abgründig sehnsüchtig.

Das literarische Werk von Robert Walser ist erst allmählich an die Öffentlichkeit gekommen. Das Hauptgewicht seines Werkes bilden rund 4000 Buchseiten, die zwischen Anfang 1921 und Juni 1933 in Bern niedergeschrieben wurden. Nur einen kleinen Teil davon hatte Walser zu Lebzeiten veröffentlichen können. Durch die Editionsarbeit von B. Echte und W. Morlang ist auch der andere Teil des Werkes von Walser in der Ausgabe „Aus dem Bleistiftgebiet“ lesbar gemacht worden. In der Bleistiftmethode hatte sich Robert Walser eine literarische Existenzform gesichert, nachdem ihn vorher die Verleger zur – wie er es formulierte – „Bedenklichkeitsverursachung“ erklärt hatten. Im Bleistiftgebiet lebte und schrieb er weiter – auch wenn er „ganz gerne“ einen Liebesbeweis der Öffentlichkeit entgegengenommen hätte.⁵

Nach über 20-jährigem Klinikaufenthalt starb Walser am 25. Dezember 1956 auf einem einsamen Spaziergang im Schnee. „Ich stehe noch immer vor der Türe des Lebens, klopfe und klopfe, allerdings mit wenig Ungestüm, und horche nur gespannt, ob jemand komme, der mir den Riegel zurückschieben möchte ... Ich bin nichts als ein Horchender und Wartender, als solcher allerdings vollendet, denn ich habe es gelernt, zu träumen, während ich warte.“⁶

Der vor der Tür stehende Träumer, der Wartende und Horchende- wer wollte darin nicht einen Geistesverwandten von Franz Kafka erkennen?

Zum Autor:

Erich Garhammer war von 2000 bis 2017 Prof. für Pastoraltheologie an der Universität Würzburg. Seine neueste Veröffentlichung: Spitz-fündig. Plädoyer für einen poetischen Glauben, Würzburg 2024.

⁵ Vgl. dazu Robert Walser, Aus dem Bleistiftgebiet. hrsg. von B. Echte und W. Morlang, Frankfurt a. M. 1985–1990.

⁶ Vgl. das Gesamtwerk von R. Walser, Bd. 9, 329.